

REZENSION

**Hannah Lotte Lund: Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte**

*Hannah Lotte Lund: Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte (Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, Bd. 1), Berlin: De Gruyter 2012, 593 S., ISBN 978-3-11-027140-9, EUR 99,95.*

*Besprochen von Klaus Hödl.*

Die vorliegende Studie zu ‚den‘ jüdischen Salons in Berlin, die aus einer Dissertation am *Zentrum für Jüdischen Studien* der Universität Potsdam<sup>1</sup> hervorgegangen ist, kann ohne Einschränkungen als beeindruckend bezeichnet werden – und das nicht nur im Hinblick auf den Umfang des Bandes, der ohne Bibliographie beinahe 550 Seiten umfasst.

Die Verfasserin, Hannah Lotte Lund, besticht durch eine ungemeine Quellenkenntnis. Damit ist sie mit dem Stand der Forschung zu den jüdischen Salons bestens vertraut, kennt die Schwachstellen und Desiderata. Auf dieser Grundlage umreißt sie ihr eigenes Arbeitsvorhaben, dessen Ergebnisse über vorliegende Forschungsergebnisse hinausgehen sollen. Eine solche Zielvorgabe wird in Dissertationen häufig formuliert und ist auch berechtigt. Aber zumeist bleiben die VerfasserInnen hinter ihren Ankündigungen zurück. Bei Hannah Lotte Lund ist das anders. Ihr ist es zweifelsohne gelungen, den selbstgenährten Erwartungen gerecht zu werden. Ihre Publikation darf demnach als ein Meilenstein in der Forschung zur jüdischen Salonkultur angesehen werden.

Lunds Methodik besteht in einer Analyse der Kommunikation unter den Salonbesuchern und ihren Betreiberinnen vor allem auf Basis von Briefwechseln und ausgetauschten Billets. Sie will damit Erkenntnisse über die Themen gewinnen, mit denen sich die von ihr untersuchten Subjekte auseinandergesetzt haben, und über das Beziehungsgeflecht, das es zwischen ihnen gab. Es ist beispielsweise außerordentlich spannend zu erfahren, dass das Jüdische unter den Salonnières kaum thematisiert worden ist, während nichtjüdische Salonbesucher, im konkreten Fall Alexander von Humboldt, der spätere Berater von Metternich Friedrich von Gentz und der schwedische Diplomat Gustav von Brinkmann, nicht davon Abstand nehmen konnten. Gab es in der Korrespondenz zwischen den drei Männern vor der Wende zum 19. Jahrhundert allerlei Anspielungen, Wortspiele und versteckte Hinweise auf das Jüdisch-Sein ihrer Gastgeberinnen, die aufzeigen, dass es für die drei Genannten als etwas Fremdes oder Unvertrautes galt, so wurde es in späteren Jahren stark negativ konnotiert. Allerdings waren weniger konkrete Erfahrungen mit Juden oder der Wandel des politischen Umfeldes dafür ausschlaggebend. Vielmehr fanden die drei Männer jeweils neue soziale Netzwerke, die ihrer beruflichen

<sup>1</sup> Heute *Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft*.

Karriere stärker förderlich waren als die Bekanntschaften, die sie durch die jüdischen Salons knüpften (S. 359–429). Die jüdischen Salonièren wurden demnach einfach nicht mehr gebraucht, und damit konnten diese Männer ihrer eigentlichen Einstellung über Juden unverhohlenen Ausdruck verleihen.

In diesem Zusammenhang ist interessant zu sehen, wie wenig der direkte Umgang mit Juden Haltungen ihnen gegenüber beeinflusst hat. Antipathien gegen sie scheinen davon weitgehend unberührt geblieben zu sein. Das kommt auch in einem Kapitel zum Ausdruck, in dem sich Hannah Lotte Lund mit Bade- und Kuraufenthalten in Teplitz und Karlsbad beschäftigt (S. 275–328). Diese Orte sind Paradebeispiele für soziale Interaktionen, bei denen gesellschaftliche Schranken sowohl zwischen Ständen als auch gemäß religiöser Zugehörigkeit stark an Relevanz eingebüßt hatten. Das heißt auch, dass sie den klassischen Salons ähnlich waren und Juden einen Zugang zu Bekanntschaften eröffneten, die sie außerhalb dieser Milieus kaum hätten schließen können. Rachel Levin Varnhagen, Marianne Meyer Eybenberg und Sara Meyer Grotthus haben diese Gelegenheit mit Nachdruck genützt und sind häufig zu Badeaufenthalten aufgebrochen. Unter den Personen, deren Nähe sie suchten, war beispielsweise Johann Wolfgang Goethe. Er hat sich besonders mit Marianne Meyer Eybenberg angefreundet und längere Zeit einen brieflichen Austausch mit ihr gepflegt. Ob darin auch eine Wurzel des Goethe-Kultes unter den Juden lag, der zu dieser Zeit um sich griff, kann nicht abschließend beantwortet werden.

Vielleicht darf an dieser Stelle angemerkt werden, dass Lund einen größeren zeitlichen und kontextuellen Zusammenhang in den Blick hätte nehmen sollen. Das Buhlen von Juden um Goethes Aufmerksamkeit war ja nicht auf die Salonbetreiberinnen begrenzt. Ungefähr zwei Jahrzehnte später tat es mit Felix Mendelssohn-Bartholdi ein junges Musikgenie den Frauen gleich. Dessen Zusammenkunft mit Goethe hielt der jüdische Maler Daniel Moritz Oppenheim zu Beginn der 1860er Jahre auf einem Gemälde fest, womit er einen scharfen und ungeschminkten Einblick in das zeitgenössische Verhältnis von Juden und Nichtjuden gab. Das Bild zeigt den jungen Komponisten, der Goethe auf dem Klavier vorspielt und schmachtenden Blickes auf Anerkennung wartet. Der Dichterstürz dreht ihm allerdings den Rücken zu. Diese Szene erinnert stark an Sara Meyer Grotthus' Bitte an Goethe, sie bei ihren Veröffentlichungen zu unterstützen. Goethe blieb ihr eine Antwort schuldig. In beiden Fällen wurden die Hoffnungen, die Juden in Goethe setzten, nicht erfüllt.

Ein weiterer Referenzpunkt für Lund wäre die Publikation *Nächstes Jahr in Marienbad* gewesen.<sup>2</sup> Darin skizziert Mirjam Triendl-Zadoff Kurorte ebenfalls als Räume, in denen Merkmale der gesellschaftlichen Distinktion an Bedeutung eingebüßt hatten und dadurch Begegnungen möglich waren, die bei Einhaltung sozialer Konventionen nicht hätten stattfinden können. Und Juden bemühten sich dort ebenfalls um die Anbahnung von Kontakten, für die sich sonst keine Gelegenheiten ergaben. Das alles spielte sich einhundert Jahre nach der von Lund

<sup>2</sup> Triendl-Zadoff, Mirjam: *Nächstes Jahr in Marienbad*. Gegenwelten jüdischer Kultur der Moderne, Göttingen 2007.

beschriebenen Zeit ab, und die jüdisch-nichtjüdischen Interaktionen erfuhren ein noch drastischeres Ende als im frühen 19. Jahrhundert. Und wiederum stellt sich die bereits formulierte Frage, warum persönliche Begegnungen von Nichtjuden und Juden die Vorurteile, die Erstere gegen Juden hegten, nicht korrigierten?

Was genau versteht man unter einem jüdischen Salon? Der Begriff scheint gemeinhin wenig umstritten zu sein. Nichtsdestoweniger geht Lund der Frage nach und wartet mit einer interessanten Umschreibung auf. Bei ihr bezieht sich die Bezeichnung nicht nur auf ein Haus oder einen Raum, in dem sich Gäste treffen und einer gepflegten Kommunikation nachgehen. Vielmehr können darunter auch Orte von Begegnungen und Gesprächen subsumiert werden, an denen der gedankliche Austausch fortgesetzt wird, der in den Räumlichkeiten der Salonièren begann. Zu diesem Verständnis von Salon gehören auch die Straße, das Theater, Konzerte, Besuche, Ausfahrten und nicht zuletzt der Badeaufenthalt (S. 197). Der Begriff wird damit seiner landläufigen Bedeutung entkleidet. Das macht durchaus Sinn, da er damit der Komplexität jüdischer und nichtjüdischer Verhältnisse gerecht wird.

Am Ende der Besprechung soll noch auf einige Schwachstellen der Publikation verwiesen werden, die bei einem so umfangreichen Werk wie jenem von Lund unweigerlich auftreten. Sie reduzieren die Forschungsleistung der Verfasserin nicht, sondern sind vor allem unter einem stilistischen Gesichtspunkt zu betrachten.

Die Arbeit hätte an Qualität gewonnen, wenn der Verlag einen kompetenten Lektor oder eine ebensolche Lektorin zur Verfügung gestellt hätte. So bildet das Buch ein Beispiel einer ‚deutschen Dissertation‘, bei der der eigentliche Text über die Anmerkungen in den Fußnoten kaum hinausgeht. Deren Rezeption setzt die Lesbarkeit des Buches stark herab. Das alles weist zwar darauf hin, dass die Autorin die Forschungsliteratur ausgezeichnet kennt, aber das muss in einer Publikation nicht eigens ausgewiesen werden. Ebenso wenig ist es zielführend, die Fragestellungen, die Lund behandelt, und die Schwachstellen in der bisherigen Forschung mehrmals zu wiederholen. Damit schafft man weniger Klarheit als Redundanz. Manche Kapitel werden über mehrere Seiten mit solchen Hinweisen eingeleitet, obwohl auf vorangehenden Seiten darüber bereits zu lesen war. Das alles zeigt, wie wenig im deutschen Sprachraum – im Gegensatz zur angelsächsischen Welt – die Lesbarkeit ein Kriterium wissenschaftlicher Publikationen darstellt. Aufgrund der stetigen Selbstverortung von Lund in der Forschungslandschaft fehlt auch ein durchgehendes Narrativ und dies lässt die Arbeit bisweilen als miteinander verbundene Textteile erscheinen. Aber wie bereits erwähnt, ist in diesem Falle der Verlag seiner eigentlichen Aufgabe nicht nachgekommen. Die großartige Forschungsleistung, die Lund präsentiert, wird damit nicht geschmälert.

**Zitiervorschlag** Klaus Hödl: Rezension zu: Hannah Lotte Lund: Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte, in: MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 8 (2014), 15, S. 1–4, online unter [http://www.medaon.de/pdf/MEDAON\\_15\\_Hoedl.pdf](http://www.medaon.de/pdf/MEDAON_15_Hoedl.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zum Rezensenten** Klaus Hödl, Historiker am Centrum für Jüdische Studien an der Universität Graz. Autor mehrerer Bücher über osteuropäische Juden, den ‚jüdischen Körper‘ und jüdische Historiographie. Seine derzeitigen Forschungen beschäftigen sich mit Juden in der Populärkultur.